Leseprobe aus:
Fritjof Meyer
Die Mücke im Fell des Bären
Gebunden mit Schutzumschlag und Lesebändchen.
572 Seiten. Format 13,9 x 21,7 cm.
€ 24,00 [D] | € 24,70 [A]
ISBN 978-3-95768-213-0

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf:
www.lau-verlag.de

© 2020 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek

FRITJOF MEYER

DIE MÜCKE IM FELL DES BÄREN

Bibliografische Information
der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese
Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

ISBN 978-3-95768-213-0
© 2020 Lau-Verlag & Handel KG, Reinbek
Internet: www.lau-verlag.de

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung
und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagentwurf: pl, Lau-Verlag, Reinbek
Umschlagabbildung: © Istockphoto/andriano_cz
Satz und Layout: pl, Lau-Verlag, Reinbek
Druck und Bindung: GK Druck Gerth und Klaas GmbH & Co. KG, Hamburg
Printed in Germany

Vorwort

Fast sein ganzes Leben widmete er dem politischen Journalismus, wobei ein großer Teil seiner aktiven Tätigkeit in die Jahre des »Kalten Krieges« fiel. Was es heißt, ein Zeuge dieser unfassbaren Zeit zu sein, als die Welt in zwei feindliche Lager geteilt war – wir wissen das sehr gut. Viele der schreibenden Zunft, vor allem nicht mehr Lebende, waren gefangen in der Logik jener Zeit. Gerade jene Periode brachte eine Fülle von Artikeln, Essays, Büchern, gestützt auf oberflächliche Informationen, Stereotypen, Klischees. Das war typisch für den Osten wie den Westen, aber als Bilanz empfingen die Leser, was im Volksmund ein Moosbeeren-Geflecht genannt wird. Anzunehmen, dass die Mehrheit der schreibenden Kollegen in Übereinstimmung mit ihren eigenen Überzeugungen das nicht wollten, doch alles als Brennholz in den Sumpf des Kalten Krieges schoben.

Eine Minderheit, zu der ich Fritjof Meyer zähle, handelte anders. Sie nutzte alle möglichen und unmöglichen Methoden, um exakte Informationen zu erlangen. Die Geheimdienste der Welt, so heißt es, beziehen 80 Prozent aller nicht gängigen Nachrichten aus offenen Publikationen. Das lässt sich auch – mit noch größerem Gewicht – über Journalisten sagen. Doch aus der damaligen sowjetischen Presse wichtige Fakten herauszuziehen – kein leichtes Brot. Fritjof Meyer halfen seine vorausgegangenen Erfahrungen als Analytiker. Er lernte an mehreren Studienanstalten, darunter dem Osteuropa-Institut der Freien Universität in Westberlin. Danach arbeitete er an diesem Institut als Wissenschaftlicher Assistent der Rechtsabteilung. Wahrscheinlich war die Gewohnheit systematischer Recherche bestimmt von dem schwieri-

gen Zugang zum Sammeln von Fakten. Das erlaubte Meyer rasch, einen passenden Platz in einem der wichtigsten Nachrichtenmagazine Europas einzunehmen – der Zeitschrift *Spiegel*. In die Redaktion wurde er als Experte für Fragen des Kommunismus aufgenommen, als verantwortlicher Redakteur für eine Beleuchtung der »östlichen« Thematik.

Natürlich, die Auswahl der Fakten würde selbst bei äußerster Sorgfalt nicht genügen. Meyer stützte sich auch auf seine persönliche Erfahrung. Er ist in Magdeburg geboren, im Ostteil Deutschlands, der nach dem Zweiten Weltkrieg sowjetische Besatzungszone wurde. In jenen Tagen lag Magdeburg in Trümmern. Sofort nach dem Krieg trat Meyer der Magdeburger Gruppe der antifaschistischen Jugend bei. Das war die Reaktion eines noch ganz jungen Menschen auf die Folgen des unmenschlichen Krieges, dessen Anstifter Deutschland war. Meyer war aktiv, entschieden in seinen Ansichten, unabhängig. Beim Studium der Grundlagen des Marxismus ging er kritisch damit um. Die ostdeutschen Machtverhältnisse waren allemal nicht nach seinem Geschmack. Er siedelte nach Westberlin über, aber auch dort änderte sich nicht seine antifaschistische Überzeugung, er schloss sich der Jugendorganisation der Sozialdemokraten an.

In seiner journalistischen Arbeit war er stets nicht allein an der trockenen Analyse interessiert, sondern auch an den gesellschaftlichen Verhältnissen. Bei der Beurteilung der Lage in der UdSSR oder einem beliebigen anderen Land musste er herausbekommen, wie die gewöhnlichen Leute leben, was für Probleme sie haben und welche Hoffnungen. Fritjof Meyer veröffentlichte seine Artikel in vielen Publikationen, doch im Mittelpunkt seines Lebens stand die Arbeit in der *Spiegel*-Redaktion, die Ausarbeitung von Materialien, die sich den Ländern des Sozialistischen Lagers widmeten,

welche als Titel-Themen der Zeitschrift taugten. Er wurde eine der Autoritäten für Europas sogenannten »Osten«.

Wenn sich ein Mensch lange und guten Gewissens mit einem Problem beschäftigt, entwickelt sich mit der Zeit eine Gabe der Prognose. Im Jahre 1984, am Vorabend der »Perestroika«, kam in Bertelsmann-Verlag sein Buch »Weltmacht im Abstieg« heraus, versehen mit dem Untertitel »Der Untergang der Sowjetischen Union«. Das Buch enthielt einen politischen Abriss des Zustands der UdSSR nach der »Breschnew-Ära« samt des kurzfristigen Regiments Andropows und Tschernenkos. Wenn man in die Details eindringt, kann man sich wahrscheinlich über viele Punkte streiten. Doch grundsätzlich und hauptsächlich liefert er die Wahrheit: Er zog die Schlüsselprobleme und Sackgassen-Situationen des Sowjetlebens ans Licht, die seit Jahrzehnten glühten, von unserer Propaganda kleingeredet, doch von dort verschwanden sie nicht ins Nirgendwo. Im Kern waren es dieselben Probleme, die immer mehr denkende Menschen in der UdSSR beunruhigten und im Verlauf des ganzen Jahres die Initiatoren der »Perestroika« zwangen, öffentlich zu proklamieren: »So kann man nicht leben.« Es folgten die Anfänge der grundlegenden Umbildung unter allen Aspekten.

Unter den vielen »Sowjetologen« der nicht so fernen Vergangenheit verfolgte allein Fritjof Meyer seine Linie: Er bemühte sich, das eigentliche Wesen, den Kern der beschriebenen Probleme zu ergründen, die Motive für das Verhalten der Politiker wie der einfachen Leute zu enträtseln. In dem Buch wie in seinen anderen Arbeiten empfindet er nicht nur aufrichtige Sympathie mit dem russischen Volk, sondern auch ein tiefes Verständnis für die Rolle Russlands in Europa und in der Welt. Es versteht sich, dass er die Wichtigkeit guter russisch-deutscher Beziehungen begreift – nicht nur für

die Russen und die Deutschen, sondern für alle. Belegt wird dieser Gedankengang mit den Schlusspassagen des genannten Buches:

»Anders als Völker an fernen Küsten« – schreibt der Autor – »können die Deutschen nicht gleichsam von der Galerie den Untergang eines großen Reiches betrachten, dessen Soldaten an der Elbe stehen. Die Deutschen sind Betroffene, die Russen gehören jener Familie an, zu der Europa zusammenwächst und unter deren Mitgliedern Streitigkeiten nicht mehr, wie allein noch im Ostblock, mit Gewalt ausgetragen werden können, ohne dass die ganze Familie ausgelöscht wird. Wenn einer der Brüder sich selbst beharrlich in seinem eigenen Fortkommen hemmt, beeinträchtigt er das Wohlbefinden aller seiner Geschwister. Es ist höchste Zeit, Wege zu finden und auszuprobieren, die dem russischen Volk seinen angestammten Platz innerhalb der europäischen Völkerfamilie bereiten – gleichberechtigt, angesehen, saturiert. Die Nachbarn wollen die Russen nicht als Rakettschiki und Invasoren, sondern als Touristen und Kaufleute sehen, auf den Straßen von London und in den Museen von Paris, in den Fabriken und Diskotheken von Düsseldorf und den Geschäften von Zürich, an den Stränden Italiens, in den Fernsehprogrammen und im Sportstadion: Kommt nach Europa, wo ihr hingehört.«

Dieser Ruf wurde im Jahre 1984 von der Mehrheit gewiss als Utopie aufgenommen. Heute kann man ihn als Prophetie bezeichnen: Vieles von dem, worüber Meyer schreibt, ist Wirklichkeit geworden.

Doch das Leben ist nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick aussieht. Heute sehe ich mit Besorgnis, wie hier und dort in Europa, womöglich unsichtbar, neue Mauern entstehen – ökonomische, psychologische, militärische. Ich

sehe, wie wenig sich im Sinne eines Zugangs Russlands zu einem großen Europa vollzieht, in der Rolle eines »gleichberechtigten, angesehenen, saturierten« Mitglieds der Völkerfamilie. Bisweilen fällt es schwer, sich von dem Eindruck zu lösen, dass irgendjemand die Schwäche Russlands in der Übergangsperiode ausnutzen will, um es in den Hinterhof zu drängen. Dazu gehört auch die Belebung isolationistischer Kräfte in Russland selbst … Das Ziel einer neuen Weltordnung – menschlicher, solidarischer, gerechter –, dafür müssen wir alle umdenken, die Politiker, die Handelsleute, die Intelligenzler, das »einfache Volk«. Diese Aufgabe bewältigen wir nicht ohne die energische, zielorientierte Unterstützung durch die Journalisten. Und besonders von hochprofessionellen, kompetenten, zu deren Kreis Fritjof Meyer gehört, ein Mensch, der verstehen will und kann. Dafür habe ich einen überzeugenden Fall in einer schweren Stunde meines Lebens.

Im Jahre 1999 lebte ich an die zwei Monate in Deutschland. In Münster befand sich in der Klinik wegen ihrer schweren, offenbar unheilbaren Erkrankung meine Frau Raissa Maximowna. Ich stand ihr bei, wie ich nur konnte, lebte aber selbst in einem Zustand tiefer Erschütterung. Ich wollte niemanden sehen. Viele Freunde aus Deutschland wie aus Russland waren bereit zu kommen, um mich zu stützen, aber ich bat fast alle, sich zu enthalten. Kontakte beschränkten sich auf Begegnungen mit zufälligen Fußgängern auf dem Weg zur Klinik und zurück. Die Einwohner von Münster bemühten sich sehr höflich, ohne Zudringlichkeit, Zeichen der Achtung, des Mitgefühls und der Unterstützung zu entwickeln.

Von Journalisten kamen viele Bitten um ein Treffen, fast alle schlug ich ab. War eine Absage nötig, meine Situation zu verstehen, beharrten sie nicht weiter darauf.

Fritjof Meyer wies ich nicht zurück. Er kam extra aus Hamburg. Wir saßen einige Stunden zusammen. Redeten über schwierige Dinge, über Raissas Krankheit, über Hoffnungen und Probleme des Heilungsverlaufs. Über die Krankheiten Russlands, die Zickzacks und Sackgassen der Reform nach der Perestroika. Darüber, wie schwierig es ist, sogar die bereits errungene Freiheit, eine wirklich freie Gesellschaft zu bewahren. Ja, das Gespräch war nicht einfach, aber eine wunderbare Sache, an seinem Schluss erfuhr ich so etwas wie Erleichterung, als ob es für mich ein inneres Bedürfnis war, gerade mit diesem Menschen zu reden.

Und siehe, jetzt war *sie* zufrieden.

Wie kam das? Ich glaube deshalb, weil ich fühlte: Er will mich verstehen, er versteht mich, er versteht Russland. Das ist, wie man bei uns sagt, den höchsten Preis wert.

Michail Gorbatschow

Aus: Die ganze Welt zu gewinnen. Festschrift für den deutschen Publizisten Fritjof Meyer (russ.), Hrsg. Jörg. R. Mettke, Moskau 2002, S. 13–18.

Was der CIA mit all ihren Satelliten und Abhöranlagen, Spionen, Überläufern und Analysten nicht gelang, das schaffte er im Alleingang.
Dr. Axel Frohn, Washington

Die geschilderten Begebenheiten und Gespräche haben stattgefunden, jedenfalls nach der Erinnerung der Zeitzeugen. Nur bei Personen – die Hauptfigur eingeschlossen –, über die auch Unfreundliches berichtet wird, ist der Name verfremdet, Gestalten der Zeitgeschichte ausgenommen. Darum ist dieser Rapport fast ein Roman, weil die Ereignisse dem Verfasser im Nachhinein ganz unglaubhaft erscheinen.

Einleitung

Ein Tagtraum, fern der Wirklichkeit, der schiere Aberwitz ist es gewesen, was er sich vorgenommen hatte. Eines Tages, so dachte er ernstlich, begegne ich dem Fürsten dieser Welt in seiner Moskauer Burg, dem Kreml.

Geben Sie Meinungsfreiheit, Sire, werde ich ihm wie Don Carlos sagen, und geben Sie mein Land frei. Auf Bajonetten lässt sich nicht regieren, malte er sich als Begründung aus. Warten Sie nicht zu lange, so werde er die drohende Aussicht beschwören, dass des Machthabers eigenes Land zum Staub der Geschichte zerfällt.

Als der Knabe angesichts einrückender rüder Besatzer sich erstmals solchen Fantasien hingab, herrschte im Kreml noch der schreckliche Georgier. Als er, herangewachsen, zum ersten Mal Russlands Hauptstadt betrat, hatte dort der polternde Ukrainer das Sagen, welcher die Volksernährung auf Mais hatte umstellen wollen (»die Wurst am Stiel«). Begabt mit einer gewissen Fähigkeit zur Prognose, schloss unser Beobachter auf den baldigen Sturz des im russischen Volksmund als »Kukuruznik« (etwa: »Maiskopp«) Benannten, was Wochen später geschah.

Als Erwachsener begegnete der Ostlandreisende wirklich dem Mann im Kreml, der nun Breschnew hieß, ihn aber nicht zu Wort kommen ließ. Dessen Nachfolger, der Geheimpolizist Andropow, wies ihn auf der Schwelle zurück. Unser Träumer kündigte nun die Herrschaft eines Sohnes des Kaukasus-Vorlands an, der sein Reich im Kern retten und den Russen die Freiheit bringen könne, und ebenso den Kolonien des Imperiums. Als auch das eintrat, gelang unse-

rer Hauptfigur endlich, dem Wundertäter in der Zarenburg zu sagen, was er auf dem Herzen hatte – mit Folgen.

Wie der neue Machthaber war auch sein gleichaltriger Gast ein Provinzler. Hatte sich der rote Zar zunächst als Treckerfahrer einer Kolchose ausgezeichnet, so verbrachte der Zugereiste die ersten fünf Jahre seines Berufslebens als Transportarbeiter in Fabriken, fungierte die nächsten sieben Jahre als Bürokrat in einer Behörde, studierte hernach vier Semester lang osteuropäisches Recht, womit er sich ungefähr so viel von der unterentwickelten Jurisprudenz des Unrechtsstaates aneignete wie der neue Generalsekretär des Zentralkomitees der KPdSU vormals an der Moskauer Universität. Genug der Berührungspunkte: Der eine vollstreckte eine Revolution von oben, welche die Welt veränderte, der andere verbrachte 38 Jahre am selben Schreibtisch in der Hamburger Redaktion einer Zeitschrift.

Immerhin begegnete er auch anderen Mächtigen – dem Gorbatschow-Nachfolger Jelzin und auch dessen Favoriten Putin samt dessen Fürsprecher Beresowski und wiederum dessen Kollegen Chodorkowski. Er sprach mit Jugoslawiens Tito und seiner schönen Frau Jovanka, begegnete Chinas Deng/Teng Hsiaoping (dessen Aufstieg er am Tag seines Sturzes prophezeit hatte) – wenn auch nur von Angesicht auf Distanz bei einem Staatsbesuch in Katmandu. Wenigstens Dengs Tochter besuchte unseren Mann in Hamburg, ließ sich in das der Redaktion gegenüberliegende China-Restaurant einladen und vom Wirt fotografieren. Fortan warb der in seinem Etablissement mit einem vergrößerten Abbild der beiden Gäste.

In einer Höhle bei Jenan, der Felsenburg, entdeckte er mitten in der Kulturrevolution das Hochzeitsbett des Großen Vorsitzenden Mao Tsetung. Dessen Nachfolger, der vor-

malige Geheimpolizeichef Hua Guofeng, empfing den Fernostreisenden in der Pekinger Großen Halle des Volkes.

Der Tourist traf Henry Kissinger (welcher seine Berichte über den Moskauer Machtkampf für die besten hielt) und redete mit einigen Außenministern, drei Bundespräsidenten, zwei Bundeskanzlern. Doch besser befriedigte seine Neugier die Begegnung mit den Machtlosen: einem russischen Chauffeur und einem Bauleiter, die ihm von ihrer deutschen Kriegsgefangenschaft berichteten; dem deportierten Ostpreußen, der in Sibirien sein Glück machte; dem Studenten, der im serbischen Gefängnis eingesessen hatte; der Rotgardistin, die ihre Lehrer gedemütigt hatte; der eigenen Freundin und dem Kommilitonen und dem Amtskollegen, die Auschwitz überlebt hatten und kein Wort darüber erzählen mochten. Aufgrund seines Lebenslaufs hatte er sich angewöhnt, bei jedem Russlandausflug sich erst einmal nach dem aktuellen Stand der Löhne und Mieten, dem Brot- und dem Fleischpreis zu erkundigen. Das war der Stoff seiner Analysen und Hochrechnungen. Jeder Einzelne, dem er begegnete, machte ihn auf seine Weise fit für sein absurdes Unterfangen.

1. Ein Versager bekommt eine Chance

Sein Drang nach Osten war kein Feldzug, kein langer Marsch in den fast vier Jahrzehnten, sondern eine Palette von über 100 Flügen in die Hauptstadt und entfernte Winkel des Imperiums, bis es unterging. Mitunter führt der erste Schritt zum Ziel in die entgegengesetzte Richtung: Das Abenteuer begann mit einem Start nach Westen.

Der Wind drehte plötzlich gegen seine norddeutsche Gewohnheit von West nach Ost. Der Jet flog langsamer von Berlin nach Hamburg, als erwartet. So blieb noch genügend Zeit nachzudenken.

Zur Besinnung, länger als eine Zigarette, gibt es ja nur noch selten Gelegenheiten: auf einem Spaziergang, in einem schwachen Konzert, einer ungenügenden Predigt, schlaflos bei Nacht, im Wartezimmer oder eben im Flugzeug, wenn die blonde Provokation im taubenblauen Kostüm den Bonbon serviert hat, der Nachbar vor sich hin dämmert, der Motor surrt. Der Pax, wie das Flugpersonal seinen Passagier nennt – zu Deutsch aber: der Friede – besinnt sich. Bedenkt erst einmal friedlich die Vergangenheit. Niemand kennt die Zukunft, selbst die nächste Sekunde nicht, schon gar nicht das berufliche Fortkommen – dieser Passagier wollte sich um eine Arbeitsstelle bewerben.

Ungehörte Propheten nur ahnen die kommenden Zeitläufte, nahende Kriege und drohende Tyrannei, das Ende der Imperien, die deutsche Einheit. Jetzt nur: Nach Westen! Gab es eine Wende in seinem Leben?

Viel gibt es ja nicht, was du selbst bestimmen kannst. Die Wendungen deines Weges bestimmen meistens andere Leute. Und die Umstände sowieso. Nur manchmal kommst

du an einen Kreuzweg, da musst du entscheiden, ob es nach links oder nach rechts weitergeht, eben nach Westen oder nach Osten.

Nach Westen ging er immer ungern. Kurz vor dem Ende des Krieges hatte sein Vater seinen vier Kindern geraten, sich so weit westlich wie möglich zu begeben, weil die Russen im Anmarsch waren. Die eine Schwester blieb als Krankenschwester in einem Lazarett im Norden und steckte sich mit Tuberkulose an, die andere, die Soldatin, desertierte von ihrem Flakgeschütz in Westdeutschland, schlug sich nach Osten an die Elbe durch und erschien fröhlich im Luftschutzkeller der Eltern, in voller Uniform, gefolgt von einem Gendarm, der sie gleich mitnahm.

Zu ihrem Glück hatte ihre Schulfreundin Ingrid den örtlichen Polizeipräsidenten Bolek zum Vater und der entließ sie wieder aus dem Gerichtsgefängnis. Zwei Wochen später endete der Krieg, der Mann erschoss sich wegen seines SS-Rangs.

Und unseren Pax hatte Luftalarm in jeder Nacht zweimal in den Keller getrieben, beim Hin- und beim Rückflug der Bomber, die Berlin zerstörten. Ende 1943 war er, zwölf Jahre alt damals, in den Harz evakuiert worden, hatte dort den Einmarsch der US-Army erlebt. Auf einer Straße begegnete er einem verlotterten Fremdarbeiter, der sich als sein älterer Bruder entpuppte. Er war von seinem Flakgeschütz bei Wolfsburg desertiert und zu Fuß auf dem Weg nach Osten in seine Heimatstadt. Der Kleine, den wir Karl nennen möchten, folgte ihm.

Die Eltern, deren Obdach noch kurz vor Kriegsende wie die ganze Stadt von den Briten zerstört worden war, hatten eine andere Wohnung zugewiesen erhalten – Privileg für die Hingabe von zwei Söhnen ans Vaterland. Als die Briten die

Ruinen erobert hatten, durchsuchten sie die stehen gebliebenen Häuser und forschten weltfremd: Have you eggs? Have you Champaign?

Zur gleichen Zeit geschah dies im russisch okkupierten Hinterpommern: Dorthin war eine Frau mit ihren Eltern und drei Kindern aus dem zerstörten Berlin evakuiert worden. Ihr Vater, ein Arzt, hatte eine Flucht abgelehnt, weil er die Gräuelnachrichten für Goebbels-Propaganda hielt. Als die Eroberer seine Tochter vergewaltigten, nahm er sich das Leben.

Die vier Besatzer des Dorfes – nur einer konnte lesen und schreiben – begannen, das Leben jener Grundherren zu führen, deren Enteignung bei ihren Vätern, den kleinen Bauern, Sympathie für die Bolschewiki geweckt hatte, welche ihnen deren Land schenkten. Sie okkupierten die Wohnräume der Deutschen und bedienten sich ihrer Habe, ihrer Kleider und ihrer Frauen, feierten und tranken rund um die Uhr und genossen vom geraubten Vieh die besten Stücke, die Koteletts, warfen das übrige Fleisch aus dem Fenster. Sie luden ihre Kameraden aus den Nachbardörfern ein und servierten ihnen die in einer Mühle eingesperrten Töchter der Besetzten. Und sie priesen Stalin, der ihren Vätern zwar das Land wieder genommen und sie erneut zu Hintersassen degradiert hatte, nun aber den Söhnen das feine Leben der Großgrundbesitzer bescherte.

Die Arztwitwe machte sich mit der kranken Mutter, dem kleinen Sohn (»Aber ich bin doch ein Junge!« hatte der Neunjährige den geilen Marodeuren entgegengeschrien) und den beiden minderjährigen Töchtern (die eine, genannt Gitty, heiratete zwei Jahrzehnte später unseren Luftpassagier) tapfer zu Fuß auf nach Berlin. Mit dem Familiensilber und viel Schmalz im Rucksack, denn Kartoffeln würden sie überall

finden. Sie erreichten ihr Ziel, nachdem sie einem Sammelpunkt zur Deportation entgangen waren. Die Wohnung war zerstört, sie kamen bei Verwandten unter …

»Möchten Sie einen Drink?«, fragte die Stewardess und schaute dem Fluggast länger als eine Sekunde in die Augen.

In Magdeburg, der Stadt Otto des Großen, Otto Guerickes, Telemanns, Fritz Steubens, Ernst Reuters (Tokio-Hotel war noch ungeboren), schickte der Vater seine vom Flakgeschütz desertierte Tochter gleich nach der Kapitulation gen Westen, da Gerüchte umliefen, die von Briten eroberte Stadt werde den Sowjets ausgeliefert, die Einwohner würden durch chinesische Siedler ersetzt. Mutter fragte jeden Abend den Dudelsackpfeifer, der beim Einholen der britischen und schottischen Flaggen vor der Kommandantur die Straße 100 Meter hin und zurück marschierte, ob er abrücke. Er verneinte auch am 30. Juli; in der Nacht bestieg er eine Lkw-Kolonne, welche die Stadt verließ, um Berlin-Charlottenburg zu besetzen, wie die US-Truppen Berlin-Wilmersdorf – drei Wochen nachdem Churchill dem neuen US-Präsidenten Truman telegrafiert hatte: »Ich sehe den im Mittelabschnitt unserer Front beabsichtigten Rückzug der amerikanischen Armee mit größtem Unbehagen entgegen, ist doch damit der Vormarsch der Sowjetmacht ins Herz Westeuropas und die Senkung eines Eisernen Vorhangs zwischen uns und dem ganzen Osten verbunden.«

Drei Tage war Magdeburg frei. Vater pflückte rasch noch die Johannisbeeren im Schrebergarten, ehe die neuen Herren sie plündern konnten, und schaute auf den zweiten Anzug im Schrank, nach dem Abbrennen aller seiner Habe stolz erstanden: Den werde ich wohl abgeben müssen, die Russen teilen alles. Das taten sie nicht, sie übten auch keine massenhafte Notzucht mehr. Stalin hatte den *Prawda*-Kom-

mentator, der die Muschiks dazu ermuntert hatte, streng zurechtgewiesen. Es ging ihm um deutsche Sympathien gemäß seiner Kriegslosung »Das deutsche Volk, der deutsche Staat bleibt«. Am Kapitulationstag, dem 8. Mai 1945, hatte er verkündet, Deutschland werde nicht aufgeteilt. Aber der Eiserne Vorhang senkte sich, der Westen erfuhr nichts Genaueres mehr, was sich im Osten begab, die Bewohner des Ostens waren eingesperrt, nur nach Westberlin gelangten sie noch, der einzigen Tür für und in den ganzen Sowjetblock. Doch in den Zügen nach Berlin kontrollierte die Volkspolizei jeden einzelnen Reisenden. Vater schlich sich bei Nacht im Harz über die grüne Grenze, um die Verwandten zu besuchen, und wurde zwei Tage und Nächte von Sowjetgrenzern in einem Keller festgehalten.

Wer im Telefonbuch als »Generalagent« (einer Versicherung) notiert war, wurde neben anderen Verdächtigen verhaftet. NS-Gauleiter Jordan hockte im Keller der Villa, in der die sowjetische Geheimpolizei residierte. Daran kam Vater mit seinen beiden noch vorhandenen Söhnen stets auf dem Weg zum Schrebergarten vorbei. (Er mochte Jordan nicht, schon weil beim Bombenangriff auf sein Haus die nahe Feuerwehr nicht löschte, sie stand nur für das Domizil Jordans nebenan bereit.) Vor dem Kommandanturgebäude, der früheren Luisenschule, fläzte sich jetzt ein Rotarmist in einem auf die Straße gestellten Sessel. »Pass auf«, sagte Vater im Vorbeigehen, »jetzt fasse ich ihn fest ins Auge.« Er guckte ihn mit dem gestrengen Blick eines preußischen Hauptmanns der Reserve im Ersten Weltkrieg an. Der Muschkote sprang auf und nahm Haltung an. Er nahm sogar seinen mit dem Lauf nach unten hängenden Karabiner von der Schulter, drehte ihn um und setzte ihn neben seine mit den Hacken zusammengeschlagenen Stiefel.

So macht man das also, lernte Karl, 13 Jahre alt.

Hitlers ehemalige Soldaten wurden mit Plakaten aufgefordert, sich auf der Stadtkommandantur zu melden. Der Bruder trug deshalb nur noch kurze Hosen und meldete sich nicht. Wir fühlten uns befreit, sagte er später, von den Nazis und vom Krieg. Jetzt erst erfuhr er, dass sein Vater sich besonders befreit fühlte:

Seinem kleinen Bruder, dem Nesthäkchen von sechs Geschwistern, unser Karlchen, widerfuhr als evakuiertem Knaben im Jahre 1944, dass in Quedlinburg am Harz die beiden Schulklassen – genannt »Lagermannschaft« – in Reih und Glied antreten mussten, als ein Pkw und ein Kastenwagen mit uniformierten SS-Leuten anrollten, Menschenjäger. Sie schritten die Front der nach ihrer Größe aufgestellten Jungen ab und holten jeweils die ersten drei beider Gruppen heraus, prüften in den Klassenbüchern deren schulische Leistungen, worauf sie weitere drei aussortierten; die wurden nun durch den Wagen mit einer Röntgenapparatur geschleust und von einem SS-Arzt abgeklopft.

Übrig blieb nur einer, unser Karl, zwölf Jahre alt. Ihm – groß, blond, blauäugig und Klassenbester – eröffneten die Männer in ihren grauen Uniformen mit schwarzen Kragenspiegeln die schöne Botschaft, er sei auserwählt, in eine »SS-Junkerschule« aufgenommen zu werden, um ein Offizier zu werden. Karl fühlte sich geehrt. Sein ältester Bruder Harald war auch Berufsoffizier geworden, doch erst nach dem Abitur, hatte Abwerbungen der SS zurückgewiesen und darauf bestanden, im Selbstverständnis der SS gäbe es dort keine Offiziere, sondern nur »Führer«. Außerdem müssten SSler aus der Kirche austreten. Im Urlaub nach dem Sieg über Frankreich 1940 sah er Karls Lektüre, die »Kriegshefte der deutschen Jugend«, las darin und warf sie in den Ofen: So ist der Krieg nicht.

Als Offizier hatte er einen »Burschen«, der ihn bediente. Der erzählte nach dem Krieg, wie Harald 1941 an der Ostfront auf einen sowjetischen Kommissar schoss, der sich ganz allein mit einem Maschinengewehr verteidigt hatte, ihn gefangen nahm und seine Wunde mit dem eigenen Verbandspäckchen, das jeder deutsche Soldat bei sich trug, versorgte.

Da erschien ein SS-Führer und drohte ihm ein Kriegsgerichtsverfahren an, da laut Befehl jeder Kommissar sofort zu erschießen sei. Einige Tage später fiel Harald im Dorf Timoschkin Perewos bei Gomel in Belorussland. Vier Monate später erhielt die Hausgehilfin der Familie in Magdeburg einen Brief ihres Freundes, welcher in derselben Kompanie diente wie Karls zweitältester Bruder Christian: Der sei ja nun auch gefallen, hieß es in dem Brief von der Ostfront. Der Vater erreichte, dass die Stadtkommandantur mit der Heeresgruppe telefonierte: Christian, der Wachtmeister und »Vorgeschobene Artillerie-Beobachter«, fiel am 3. Dezember 1941 in Temirewo bei Tula.

Ein anderer Besucher nach dem Krieg berichtete, wie er 1940 betrunken in der Berliner S-Bahn gefahren sei und angesichts zweier Soldaten lauthals den Krieg und den obersten Kriegsherrn verflucht habe. Alle Fahrgäste blickten auf die beiden Uniformierten, wie sie wohl reagierten. Der Leutnant – das war Harald – befahl: »Unteroffizier« – das war Christian –, »nehmen Sie den Mann fest und übergeben Sie ihn dem Bahnhofskommandanten.« So geschah es.

Das Opfer kam 1945 zu den Eltern, um sich zu bedanken: Haralds mildernde Aussagen im Kriegsgerichtsprozess hatten den wegen »Wehrkraftzersetzung« Angeklagten vor dem Todesurteil bewahrt. In der Wehrmachtsstrafanstalt überlebte er den Krieg, anders als seine beiden Verhafter.